

Vom Afrikaanischen Kriegeschauplatz

liegen heute Maßnahmen von Bedeutung nicht vor. Der Angriff der Buren auf Ladysmith scheint sich hauptsächlich gegen die im Süden der Stadt aufgestellten Verhinderungen der Engländer, die als Gassars Camp und Waggon Hill bezeichnet werden, gerichtet zu haben, während an anderen Stellen die Engländer durch die Buren nur beschäftigt wurden. Daß die Angriffe der Buren hauptsächlich zurückgeschlagen worden sind, ist bis jetzt nicht einmal vom Londoner Kriegsbüro behauptet worden. Bisher hat aus dem Burenkrieg nichts aus dem Süden ruhig gemeldet. Die Buren hatten augenscheinlich eine große Anzahl Vermunderter, da im Laufe der Nacht in der Umgegend des Forts Witte mehrere Flaggen des roten Kreuzes aufgezogen worden sind.

Der erste Vorstoß des Gassars, Lord Walfour, hat am Montag in Manchester vor seinen Wählern eine Rede gehalten, in der er die englische Regierung dafür zu entschuldigen suchte, daß sie ungenügend vorbereitet den Krieg begonnen habe. Er gab zu, daß England die militärische Verfügungsgewalt der Buren unterschätzte. Jede unglückliche Klamme von Ladysmith ist aufgeschoben, bis die englische Regierung angestrichelt wird. Jedoch ist es das Eindringen der Buren in britisches Gebiet nicht beart, daß auch nur der Durchmarsch zu erschrecken brauche. Walfour betonte ferner, die Regierung habe den Generalen durchaus freie Hand gelassen. Der Krieg sei ein solcher für die Verteidigung des afrikanischen Reiches und werde ohne Wunden zu Ende geführt werden, so daß kein derartiger Krieg je wieder in Afrika werde eingeleitet werden. Zuletzt machte der Redner sich über die im Auslande laut gewordenen Vorurteile lustig, daß die Auflösung des britischen Reiches begonnen habe.

Tagesgeschichte.

Dalle a. S., 10. Januar 1900.

Ein kaiserliches Eingehändnis.

Wilhelm II. hat am Dienstag beim Empfang der drei Direktoren der Technischen Hochschulen als Antwort auf deren Ansprache eine Rede folgenden Inhalts gehalten:

Es hat mich gefreut, die Technischen Hochschulen auszuzeichnen zu können. Sie wissen, daß sehr große Verbindungen zu überwinden waren; die Hand liegt leicht. Ich würde die Technischen Hochschulen in den verschiedenen Ländern, die sie haben große Aufgaben zu lösen, nicht bloß technische, sondern auch soziale Aufgaben. Die sind bisher nicht so gelöst, wie ich wollte.

Sie können auf die sozialen Verhältnisse vielfach großen Einfluß ausüben, indem Sie die Beziehungen von Arbeitern und Arbeitgebern überbrücken, eine Brücke von Anziehung und Einwirkung errichten. Sie sind deshalb auch in der kommenden Zeit zu großen Aufgaben berufen. Die bisherigen Leistungen haben ja leider in sozialer Beziehung vollständig verfaßt. Ich rechne auf die Technischen Hochschulen!

Die Sozialdemokratie betrachte ich als eine vorübergehende Erscheinung; sie wird absterben. Sie müssen aber ihren Schülern die sozialen Pflichten gegen die Arbeiter klar machen und die großen allgemeinen Aufgaben nicht außer acht lassen. Also ich rechne auf Sie! An Arbeit und an Anerkennung wird es nicht fehlen.

Untere technische Bildung hat schon große Erfolge errungen. Wir brauchen sehr viele technische Intelligenz im ganzen Lande; sie brauchen schon die Kabelleger, die Kolonialen an technisch Vorbereiten. Das Ansehen der deutschen Technik ist jetzt schon ein sehr hohes. Die besten Familien, die sich auszeichnen durch technische Fertigkeiten, wenden ihre Aufmerksamkeit zu, und ich hoffe, daß dies noch zunehmen wird.

Auch im Auslande ist Ihr Ansehen sehr groß, und Ausländer sprechen mit größter Verehrung von der deutschen Bildung, die sie an Ihren Hochschulen erhalten haben. Es ist mir sehr lieb, daß Sie auch in Deutschland die deutsche Leitung vor unserer Arbeit. Auch in England habe ich überall die größte Hochachtung vor der deutschen Technik gefunden. Das habe ich jetzt selbst wieder erfahren, wie man dort die deutsche technische Bildung und die Leistungen der deutschen Technik schätzt. Wenden Sie sich daher auch mit aller Kraft den großen wirtschaftlichen und sozialen Aufgaben zu!

Darin wird dem Kaiser jedermann beistimmen, daß die Technischen Hochschulen auch soziale Aufgaben zu erfüllen haben, nur über die Art dieser Aufgaben werden Meinungsverschiedenheiten entstehen. Diese können aber unserer Arbeit sehr schnell behoben werden, wenn die Technischen Hochschulen sich für ihre soziale Wirksamkeit die kaiserliche Erlasse vom 4. Februar 1890 als Richtschnur dienen lassen. An diesen Erlässen wurde bekanntlich als eine Bedingung der Anerkennung mitgeteilt, daß die Dauer und die Art der Arbeit sich zu eignen, daß die Erhaltung der Gesundheit, die Gebote der Sittlichkeit, die wirtschaftlichen Bedürfnisse der Arbeiter und ihr Anspruch auf gesetzliche Gleichberechtigung gewahrt bleiben. Gesetzliche Bestimmungen sollten in Aussicht genommen werden, wonach die Arbeiter durch Vertreter, welche ihr Vertrauen besitzen, mit den Unternehmern und den Regierungsorganen an der Regelung gemeinsamer Angelegenheiten beteiligt werden sollten. Durch solche Einrichtungen sollte den Arbeitern der freie und friedliche Ausdruck ihrer Beschwerden ermöglicht und den Staatsbehörden Gelegenheit gegeben werden, sich über die Verhältnisse der Arbeiter fortwährend zu unterrichten und mit den letzteren Fühlung zu behalten. Die staatlichen Bergwerke wünschte Wilhelm II. zu Mutteranstalten entwickeln zu sehen.

Was diesen Programm ist bis heute — nach fast 10 Jahren! — so gut wie gar nicht verwirklicht, so daß den Technischen Hochschulen ein Rieseneis für Verfassung ungenügend bleibt. Es ist weder die Zeit, noch die Dauer, noch die Art der Arbeit so geregelt worden, daß die Erhaltung der Gesundheit, die Gebote der Sittlichkeit und die wirtschaftlichen Bedürfnisse der Arbeiter gewahrt bleiben — die Ansprüche der Sozialdemokraten auf Einführung eines Mangalarbeitsgesetzes für alle Arbeiter sind noch weitgehendst abgelehnt worden, und die Regierung hat bis jetzt nicht für die Höhe wert gehalten, bei der Beratung dieser Entwürfe auf soziale Forderungen der Bestimmungen über die Frauen- und Kinderarbeit haben gleichfalls keine Gegenstände im Reichstage gefunden, ganz zu schweigen von der Regelung der Arbeit nach der Richtung hin, daß die wirtschaftlichen Bedürfnisse der Arbeiter gewahrt bleiben, also Erlass von Bestimmungen über die Gewährung eines Minimallohnes, Versicherung gegen Arbeitslosigkeit u. s. w. Von der Festlegung der gesetzlichen Gleichberechtigung der Arbeiter wollen wir ganz schweigen, der Abschaffung des Erbschafts- und des Erbschaftssteuerbrennen ist immer noch nicht im Gebührenden der Arbeiter. Wie wenig die staatlichen Bergwerke Mutteranstalten sind, ist mir allzu bekannt; nennlich erst hat es ja die Regierung abgelehnt, Arbeiterreformen anzustellen. Daß die Staats-

behörden die Lage der Arbeiter nicht kennen, dafür spricht jeder Tag schmerzliche Beweise; daß sie mit den Arbeitern nicht in Fühlung treten, ja gar nicht treten wollen, hat die klassische Antwort bewiesen, die Graf F. v. Saldern den Quararbeitern auf ihre Einladung, einen Vertreter zum Quararbeiterversammlung zu entsenden, ertheilt hat. Wilhelm II. hat vollkommen recht: „Die bisherigen Richtungen haben leider in sozialer Beziehung verfaßt“, die bürgerlichen Parteien haben sich unzufrieden und nicht mühsam erweisen, die Grundzüge seiner Erlasse vom 4. Februar 1890 zu verwirklichen, seine Regierung hat mit denselben Richtungen, aber fortgesetzt auf dem alten Wege gefahren und ihre Mühseligkeit mit allen Kräften zu erfüllen gesucht, während die einigige Partei, die bereit und im Stande ist, große soziale Aufgaben zu lösen, die Grundzüge der kaiserlichen Erlasse als Selbstverständlichkeiten erscheinen, von ihr mit allen Mitteln bekämpft worden ist. Wilhelm II. hält, wie durch die Veröffentlichung seiner Ansprache bekannt wird, freilich die Partei für eine vorübergehende Erscheinung, die sich absterben werde. Wie leicht ist diesem Umstände die ablehnende Haltung der Regierung gegenüber den Vorschlägen und Vorstellungen dieser Partei zuzuschreiben. Damit stimmt freilich wenig das Verhalten der Regierung überein, fortgesetzt auf dem alten Wege, um der Sozialdemokratie die Hand zu steuern.

Was dem jedoch so oder so sein, die von uns so häufig behauptete Thatsache, daß in sozialpolitischen Hinsicht alle Richtungen vollständig verfaßt haben und die Erlasse vom 4. Februar 1890 demnach immer noch ein Stück Papier sind, ist durch den Kaiser bestätigt worden. Den Schärffachern aller Schattierungen wird dieses kaiserliche Eingehändnis freilich keineswegs angenehm sein und sie werden sich alle Mühe geben, nachzuweisen, daß Wilhelm II. nicht ein sozialpolitisches Programm vom 4. Februar 1890, sondern dasjenige vom 6. Septbr. 1898, das in der Galatheastraße zu Dönhofsplatz enthalten ist, gemeint habe; sie werden zweifellos die neueste Ansprache Wilhelm II. benutzen, um auch den Technischen Hochschulen die Bekämpfung der Suchtausbegeisterung als sozialpolitische Aufgabe einzubringen.

„Anständige Leute schreiben nicht für mich.“ Das bekannte Bismarckische Wort wird nicht leicht illustriert durch einen so längeren Zeit vor den Hamburger Bürgerversammlungen gehaltenen Vortrag über den unter Hamburger Verhältnissen jetzt folgende Einzelheiten bringt: Der politische Redakteur einer großen Tageszeitung, Dr. J., war trotz seines enormen Jahresgehältes und eines kassalen Lebensdienstes stets in finanziellen Schwierigkeiten. Besonders die kleineren Geschäftsteile, die Angehörigen des Mittelstandes, für dessen Rettung und Erhaltung der Herr Doktor mit Emphase in seinem Blatte eintrat, liefen, ließ unter diesem chronischen Leiden des Dr. J., die Gattin ließ sich von der Schneiderin und Korsettstickerin verlagern, der Blatte vom Schneider und Lederverwandler, und beide wurden natürlich zur Zahlung verurteilt. Um zu ihrem Heile zu kommen, ließen die Gläubiger in verschiedenen Fällen dem Dr. J. mit dem Einkommen belegen, soweit daselbst 1500 M. a. übersteigt. Dies war dem Herr Doktor natürlich fatal, weshalb er durch folgenden Text den Anklägern der „elenden Mäntelchen“ auf seinen Gehalt — 30000 M. p. a. — zu begnügen versuchte. Er machte mit dem Inhaber des Zeitungs-Unternehmens einen Pakt, nach dem er, gewissermaßen die Seele der ganzen in dem Blatte vertretenen Politik, mit 24-tägiger Kündigung und 24-tägiger Gehaltsauszahlung angestellt wurde. Daraus verringerte sich der Gehaltsbetrag, auf dessen Auszahlung zu jedem Termin der Herr Doktor Anspruch hatte, demnach, daß nach dem § 4 des Lohnschlagsantragesgesetz die Vertragsnahme nicht mehr stattfinden konnte.

Ein seiner Eitelkeit und der ihn erachtete und ausgeführt hatte, war ein nobler Mann, der Gehalt des Dr. J. zusammen mit der politischen Redakteur der Hamburger Nachrichten, derselbe, der jahrelang, als Bismarck groß und geistig im Saldernsalbe saß, ein vertrauter politischer Kofai, den Hamburger Nachrichten und im Nebenberufe verschiedenen anderen Blättern dessen Inspirationen dementierte; aber auch derselbe, der in moderner Vuffschleppmanier so manche ebenso feige wie gemeine Schmähepigramme gegen die Arbeiterzeitung seiner Schmutzblätter aufstellen lassen und noch fast täglich entziehen läßt.

Der „feine Teufel“ hat seinem Feinde indes wenig genügt. Ständige Rechtsanwände forderten den jansenen Kontrakt als einen Scheinvertrag an und die Gerichte kamen zu der Auffassung, daß der Vertrag nur simuliert sei.

Nun zahlt der anständige Mann und schreibt für die Hamburger Nachrichten weiter.

Die erste Sitzung des Reichstages im neuen Jahre verlief ohne jeden Zwischenfall. Von Bedeutung war die Debatte über die Vesterzeugung des gesalzenen Herings. Unser Bericht giebt die Verhandlungen ausführlich wieder.

Der Reichstagstag. Prinz Arsenberg wird nach der Nationalzeitung den Vorsitz der Kolonialabteilung Berlin-Charlottenburg und ebenso das Minister über den Kolonialrat beibehalten.

Das Abgeordnetenhaus und das Herrenhaus hielten am Dienstag im Anschluß an die Eröffnungsfestung kurze geschäftliche Sitzungen ab. Das Herrenhaus wählte gleich das Präsidium der vorigen Session wieder. Im Abgeordnetenhaus findet am Mittwoch zunächst die Wahl des Präsidiums und der Schriftführer statt, worauf Finanzminister von Mülow den Etat einbringen wird.

Der jüngst gefürstete Graf zu Jun- und Knipphausen gehörte, wie der Berl. Zig. geschrieben wird, einst zu den treuesten Anhängern des ehemaligen hannoverschen Königsgegners und erst, nachdem das von Preußen jequiritierte Privatvermögen der erstgenannten Familie wieder herausgegeben worden war, machte der nunmehrige Fürst seinen Frieden mit Preußen, was er äußerlich dadurch bekundete, daß er den ihm zustehenden Sitz im Herrenhause, welchem er bis dahin ferngeblieben war, einnahm. Er war nämlich im Herrenhause berufen schon durch den Erlass vom 16. November 1867, eingetreten aber erst in das Herrenhaus erst 25 Jahre später, am 22. März 1892. Seit dem vorigen Jahre gehört er auch als Hospitant der Konstantin dem Reichstag an. Bislang waren die Schritte der Familie Knipphausen auf Anerkennung ihrer Zugehörigkeit zum hohen Adel erfolglos, da auch ein sehr hoches Stelle die Widerstand geleistet wurde. Nunmehr ist dem Grafen Knipphausen Recht der Zugehörigkeit sogar der Fürstentum gewährt worden. Graf Jun- und Knipphausen ist übrigens ein Schwager des Grafen Kanitz und gleich diesem ein ausgesprochener Gegner der Kanalvorlage.

Schwehoren ist der nationalliberale Bürgermeister von Augsburg, v. Bischer, der den 2. oberfränkischen Wahlkreis im Reichstage vertrat. Im Jahre 1898 wurden bei der Hauptwahl

abgegeben 6424 nationalliberale, 4211 sozialdemokratische und 2314 freisinnige Stimmen. Bei der Stichwahl erhielt v. Bischer 9114 Stimmen, wogegen auf den Genossen Franz W. München 5994 Stimmen fielen.

Ausland.

Frankreich. Eine Niederlage der gegenwärtigen Regierung bedeutet der Anfall der geistigen Präsidentenwahl in der Kammer. Der bisherige Präsident Dejean wurde mit 406 Stimmen gewählt, auf den radikalen Briffon, den Freund Walde-Mouffens entfielen nur 221 Stimmen. Zum Präsidenten des Senats wurde wieder Fallieres gewählt mit 89 von 100 abgegebenen Stimmen.

Rußland. Im Laufe des gestrigen Tages wurden in Warschau 22, den intelligenten Kreisen angehörende Personen, darunter 6 Damen, unter Verhaft, geheime Agitation gegen die Staatsregierung im nationalpolitischen Sinne betrieben zu haben, verhaftet und in die Zittelle gebracht.

Parteinachrichten.

Aus der Redaktion der Breslauer Volkswacht ist Genosse Emil Neutrich ausgeschieden. Genosse Kretsch, der in der Volkswacht 7 Jahre tätig war und von dieser Zeit mehr als ein Jahr hinter Gefängnismauern verbracht hat, die Leitung des neuorganisierten Breslauer Arbeitervereins übernommen. An seine Stelle ist Genosse Franz Kätk als Kreiswahlmann getreten.

Gewerkschaftliches.

Achtung, Metallarbeiter! Im Magdeburg, Sudenburg setzen bei der Firma Garret Smith u. Co. 44 Mann im Anstand! Die Ursachen sind: Die fortwährenden Wägen von den Werkbrosen, das Verlangen, daß die Arbeiter gearbeitet werden sollen, ohne daß die Firma für diese einen Aufschlag zahlen will; ferner die schlechte Behandlung der Arbeiter und die schlechten sanitären Einrichtungen in der Fabrik. Verhandlungen sind eingeleitet, doch werden die Metallarbeiter dringend gebeten, Solidarität zu üben.

Bei der Wahl zum Gewerkschaftsrat der freien Baunutzung in Düsseldorf erhielt die christlich-sozialen Liste 14, unsere Liste 24 Stimmen.

In der Aufsicht von Hermann u. Co. in Ludenwalde sind Lohnunterschieden ausgebrochen.

Soziales.

Grauer Erbg bei Glasmachern. Die als grauer Star bezeichnete Erblindung der Augenlinie wurde bisher nur bei Personen höheren Alters beobachtet. Nur Juckerkrankte werden bisweilen auch in jüngeren Jahren davon befallen. Neuerdings ist diese Krankheit von einigen Ärzten auch bei Glasmachern häufig beobachtet worden. Zuerst wurde Dr. Meyhöfer, wie er in den klinischen Monatsblättern für Augenheilkunde berichtet, dadurch auf dieses Vorkommen des Stars aufmerksam, daß sich ihn in kurzer Zeit mehrere junge Leute vorstellten, die an Star litten und die alle Glasmacher waren. Dadurch aufmerksam gemacht untersuchte Meyhöfer etwa 500 Glasmacher und fand bei sehr vielen derselben Erkrankungen an grauem Star, zum Anfangsstadium bis zur völligen Erblindung der Linse. Dr. Bröhlting, Augenarzt in Köln, hat aus gleicher Veranlassung sämtliche Arbeiter der Glashütte in Ehrenfeld bei Köln untersucht und konstatierte dabei, daß etwa ein Viertel sämtlicher Arbeiter eine mehr oder weniger vorgeschrittene Starbildung zeigten. Unter den Arbeitern von 40 Jahren an war sogar schon der vierte Teil mit dem Leiden befallen. Die häufigsten waren die Erblindungen bei den Arbeitern, die die glühend flüssige Glasmasse aus den Schmelzöfen herausholen und den eigentlichen Glasmachern zureichen. Da alle diese Arbeiter in ganz besonders hohem Grade der Einwirkung des greiften Lichtes und der strahlenden Wärme ausgesetzt sind, — bei einer Untersuchung in der Hütte zeigte sich, daß die Augen bei der Arbeit von einer Hitze von 65 Grad Celsius getroffen werden, — so hat man wohl in diesen beiden Umständen die Ursache der Erkrankung zu suchen. Dies ist nicht zu bezweifeln, wenn auch der eigentliche pathologische Vorgang, auf die Erkrankung in einer Ausbreitung oder in einer Art Erregung der Amentillität besteht, noch erst durch Untersuchungen festzulegen ist. Die Einwirkung erstreckt sich auch auf die Gesichtshaut der Betroffenen, besonders auf die bei der Arbeit der Feuer ausgelegt linke Seite, die hart gerötet und rissig ist und oft Karben zeigt. Diese Hautreizung ist so hart und charakteristisch, daß man in Gegenden mit Glasindustrie daran mit Sicherheit sofort den Glasmacher erkennt. Auch tritt bei dem linken Auge die Erkrankung an ersten auf.

Zu große elektrische Beleuchtung beim Arbeiten hat sich auch in anderen Betrieben schon vielfach als nachteilig für die Augen erwiesen. In den Amtlichen Mitteilungen für 1890 und 1896 wird ferner berichtet, daß in den Aufschichtarbeiten Amberg, Döppel und Frankfurt a. D. bei den Arbeitern, die mit dem elektrischen Schmelzen nach dem Barrenerischen Verfahren beschäftigt waren, sich Schädigungen der Augen und der Gesichtshaut gezeigt haben. Es ist allerdings nicht mitgeteilt, ob hier die Augenkrankung in einer einfachen Entzündung der Netzhaut oder auch in Bildung von Netzhautläsungen gegen die Erkrankungen das Tragen von randschwarzen Brillen bei der Arbeit und das Anbringen eines Nalmsens, in dem sich eine blaue und zwei rote Glasseiben hintereinander befinden, zwischen dem Gesicht und dem Arbeitsgegenstand erwiesen, indem nach Anwendung dieser Einrichtung weitere Erkrankungen nicht mehr vorkamen. Einige Leute von Glashütten haben ebenfalls daraufhin ähnliche Sehstörungen und Schädigungen angefaßt und durch deren Gebrauch Verminderung des Unbehagens bemerkt. Zu einem wirksamen Schutz wäre es aber unbedingt nötig, daß deren Anwendung in allen Glashütten und ähnlichen Betrieben gesetzlich obligatorisch gemacht und daß namentlich die Arbeiter in der Glashütte vor gefährdeten Arbeiter wesentlich verläßt würde.

Die Verweigerung der Leistung von Werkstätten ist kein rechtmäßiger Grund zur Entlassung eines Handlungsgehilfen und stellt kein unzulässiges Verhalten dar. So hat die 12. Zivilkammer des Landesgerichts I in einer Entscheidung die Berufungskammer entschieden, die eine Handlungsgehilfin gegen ihren Chef angeklagt hatte. Die Klägerin sollte an einem Tage, an welchem sie nach getroffener Vereinbarung schon um 8 Uhr abends das Geschäft verlassen durfte, eine Stunde länger bleiben, sie weigerte sich dessen, da es still im Geschäft war und wurde von dem Chef entlassen. Das Amtsgericht hatte in dem Verhalten der Klägerin einen gerechtfertigten Grund zur Entlassung erblickt, die Berufungskammer dagegen die hiergegen eingeleitete Berufung für begründet erachtet. Aus den in den Klagen für Rechtspflege veröffentlichten Erkenntnisgründen sind die folgenden besonders bemerkenswert. Es heißt da u. a.: „Unter den abzuverlangten Beschäftigten kann von einer Dienstverpflichtung der Klägerin keine Rede sein. Wenigstens ist die Unternehmung zur Rech. Das ist nicht zu...

1. **Wahlzeiten und Seiger.** In der Verammlung vom 7. Januar wurden die Wahlen in der Kapitulstadt Winterthur durch Herrn Schmid vorgenommen. In dem auf die Wahl zum Teil schweren Unfälle hingewiesen wurde, die dort in kurzer Zeit vorfielen. Dann wurden die Anträge zur General-Verammlung in Nürnberg diskutiert und beschlossen, die Delegiertenwahl und die Formulierung der Anträge in der General-Verammlung am 28. Januar vorzunehmen, sowie etwa Mitte Februar einen sachverständigen Vortrag von einem auswärtigen Referenten halten zu lassen. Zwei in Nürnberg geltende Kollegen erhielten je 10 W. bewilligt. Th. A.

2. **Die Formes und Hilfsarbeiten** tagen am Sonnabend, dem 7. Januar, im Saal des Herrn Schmid in Winterthur. Die Tagesordnung wurde jedoch bis zum nächsten Verammlung vertagt, weil die Verlesung des letzten Vierteljahres noch nicht erledigt waren. Namens des Vorstandes erstattete der Kollege Hinge den Jahresbericht. Sämtliche Mitglieder wurden von ihm nochmals einer Kritik unterzogen. Das Ergebnis vom verwichenen Jahre war ein gutes, nur das Schluß des Jahres hatte die Begeisterung der Kollegen nachgelassen. Hoffentlich wird das im neuen Jahre wieder besser. Die hierauf vorgenommene Reuwahl der Ortsverwaltung ergab, daß der Kollege Hinge eine Wiederwahl ablehnte, folgendes Resultat: Kollege Hermann Seiger, Friedr. v. d. Hoff, Stellvertreter, Herrn Schulte, Kaiserer, Karl Bödtker, Stellvertreter, Albert Bödtker, Schriftführer; als Beisitzer: Garelz, Schröder und Frey. Im Verlesenen beachtet ein anwesender Herr Zunderman seine Meinung geäußert. Der Metallarbeiterverband möchte mit dem Gewerbetreibenden jetzt Hand in Hand gehen, wenn eine Verständigung beider Richtungen erzielt werden soll. Die weiteren Redner waren mit seinen Ausführungen so ziemlich einverstanden, es wurde ihm noch allseitig gelobt, er möchte nur die Interessen eines Verammlungsbediensteten und eines Arbeiters bringen. Solle Bedenkenreste ihm nicht fehlen, die Verständigung würde schon von selbst kommen. Wegen vorgerückter Zeit wurde der Beschluß über ein Wintervergnügen bis zur nächsten Verammlung vertagt, ebenfalls die Reuwahl eines Bibliothekars. A. H.

Vermischtes.

* **Mit einer herrlichen Kulturkraft** ist das neue Jahr hundert in Wien eingeleitet worden. Dort ist nämlich am 2. Januar eine Frau hingerichtet worden. Dem B. L. wird darüber berichtet: Im innern Hofe des Landgerichtsgebäudes wurde bei Tagesanbruch Juliana Hummel hingerichtet, die erste Frauensperson, die 1887 der Todesstrafe verurteilt wurde. Am 14. November kam ihrem Manne einjüngig zum Tode verurteilt, weil beide ihr Kind, ein siebenjähriges Mädchen, zu Tode gemartert und gemeinlich hatten. Das Landgericht beantragte die Begnadigung der Ehegatten, die der Justizminister nur für den Mann erteilte, der zu lebenslänglicher Kerker begnadigt wurde, während bei der Frau das Todesurteil bestätigt wurde. Juliana Hummel ist 29 Jahre alt. Sie rief, als ihr die Hinrichtung angekündigt wurde: „Gnade, Gnade! Ich bin unglücklich, mein Mann ist an allem schuld.“ Sie ließ in wiederholten Beteuerungen alle Schuld auf ihren Mann, auch sagte sie, daß sie selbst von ihm oft geschlagen und gemißhandelt wurde, daß sie Kinder gezeugt, den Mann angesehen, da er offenbar wahnsinnig sei und ins Irrenhaus gehöre. Während der Untersuchungsphase hatte sie ein Kind geboren; als sie gefesselt wurde, ob sie dieses Kind und ihren älteren Knaben nochmals sehen wollte, bemerkte sie und bemerkte, sie wisse, für den Tod des Kindes verantwortlich zu sein, und sich nicht zu verantworten lassen. Gehehen wollte sie übrigens noch nicht an die Möglichkeit der Hinrichtung glauben, erwartete vielmehr die Bestätigung ihrer Begnadigung. Jedes Hummel nahm die Mitteilung von seiner Begnadigung zu lebenslänglicher Kerkerstrafe ganz unglücklich entgegen und antwortete nicht. — Im halb acht Uhr wurde die Vollstreckung durch den hiesigen Richter in der Gefängnisstraße geführt, wo der Gefängnisgeistliche Vater Juch die Messe las. Anwesend waren im kleinen dreieckigen Seitenhof des Landgerichts alle Vorbereitungen zur Hinrichtung getroffen worden. Der Galgenhof war in einer Korythe erdichtet, an der entzogenen Seitenwand befand sich ein Verankerungsbauwerk, dessen Ober- und Unterseiten gegen 5 Uhr wurde Juliana Hummel in den Hof geführt. Man hörte schon ihr durchdringendes Wimmern aus dem Innern des Hauses, bevor sie im Hof erschien. Sie wurde von Gefängnis- und Gefängniswachen unter den Armen gefasst und hob gegen die Galgenstempel. Sie war ganz gebrochen und schon halbtot, als sie zum Galgen gebracht wurde. Ziel fiel am Hofen nieder und wäre zusammengefallen, wenn nicht der Scharfrichter sie sofort übergab. Als der Gerichtskommissar sie dem Scharfrichter übergab, rief sie nochmals höhnisch: „Ich bin unglücklich am Tode des Kindes“, dann hörte man sie noch flüsternd: „Der Scharfrichter führte die Gefängniswache vor mich aus.“ Juliana Hummel war offenbar bereits bewußtlos, als ihr der Strick um den Hals gelegt wurde. Der Tod erfolgte blitzartig schnell wie

durch einen elektrischen Schlag. Der Körper bewegte sich nicht mehr. Über diesen Zweifel schwärmen, daß der beschlossene Kindesmörder oder dem Staat, der sie auf die beschriebene Weise zum Leben zum Tode befördern läßt, die Balance der Gerechtigkeit gebührt.

Der Prozeß der Bierhuren. Nach dem die Gerichtsverhandlungen über die Ermordung Potaninlos in Wien land nicht beendet, und schon jetzt ein neuer Prozeß in Wien bevor. Sein Schauplatz wird Casari sein, und vor den dortigen Geschworenen werden nicht weniger als 400 Angeklagte und 600 Zeugen erscheinen. Die Angeklagten sind sämtlich bei der großen Prozeß verurteilt worden, welche im Mai auf der Insel Corfu stattfand. Sie sind alle Räuber, Diebe und Scherer. Unter ihnen befindet sich eine Anzahl Frauen, auch die Schwester des berühmten Banditenbaars Gerardo Canina, das im Geleite von Potaninlos durch die Kügel der Carabinieri fiel. Die Akten des Prozesses füllen zweihundert Bände. Für die Verhandlungen wurde man auf dem Grazerplatz in Casari ein eigenes großes Holzgebäude errichtet.

Der in **Kloster-Rohlschreiber** ausgebrochene Brand wurde, zufolge einer Meldung aus Prag, nachdem alle Pflichten erledigt worden, dadurch gestillt, daß mittels Bomben Kohlenäure in den Schacht eingeleitet wurde. Als bald breitete sich die Kohlenäure über den ganzen Feuerherd aus und drang in alle Ritzen und Wände, und erlöschte die Flamme vollständig. Es ist auf diese Art gelungen, den Kohlenberg zu retten.

Die neuen **Postverträge**. Die Berliner Börsenzeitung, die in den neuen deutschen Verträgen eine scharfe, aber zureichende Kritik. Sie schreibt: Die Jahreshundert-Volkarten sind jetzt in allen Händen und werden beim kommenden Neujahr gewiß eine große Rolle spielen. Wenn wir uns das Vertriebsprobleme nicht betrachten, so müssen wir sagen, daß die Künstler der Reichspost sich damit keinen besonderen Ruhm erworben haben. Die Bekämpfung der Vorbereitung, diese wie von Kinderhand getriebenen Wollen, die charakteristische Zahl „1000“, all das erinnert in seiner Dürftigkeit an die Stimmereien der alten Zeiten, die uns zu Beispiel von Schornsteinfegern und anderen nothen Ornatanten vorgelegt werden. Trotzdem und unter jeder Kritik ist vor allem die neue Reichspostmarke, die uns hier zum ersten Male in einem amtlichen Original vorliegt. Der Kopf der Germania ist gewöhnlich geistlos und ohne jede Nobilität, der Druck ist unklar, daß der Kopf sich nicht im geringsten ähnlich von dem viel zu roh skizzierten Hintergrunde abhebt. Der Postbeamte, der dieses Meisterwerk schuf, muß ein Kindergemüt sein, das von künstlerischem Komponieren keine Ahnung hat. Sonst hätte er nicht auf die einfach unangenehme Idee kommen können, die Germania noch nach dem alten Bild zu fertigen. Man sollte sich die alte verunklammerte Frau an, die da in die Höhe unten links eingeweiht ist, und man wird sich fragen, was diese Hand und dieses schäferische Schwert eigentlich für einen Sinn haben sollen. Es sieht aus, als ob die interessanter Name sich mit einem Hauch in der Vergangenheit niederließ. Die alte Reichspostmarke war so gewöhnlich nicht nur phantastisch, aber sie entsprach doch mehr der Würde eines großen Reiches, als dieses schwächliche Werk, das im Auslande von deutschem Geismad und deutlicher Kunstfertigkeit ein merkwürdiges Zeugnis ablegen würde.

Wepflös vor Gericht. Aus Berlin berichtet die Berliner Börsenzeitung: Wegen Beleidigung eines Gerichtsoffiziers am Amtsgericht in Bernau hatte sich der dortige praktische Arzt Dr. Christian Wepflös vor der dortigen Strafkammer am 1. Januar 1. in einer Sache als „Inhaber der Rechte“ verurteilt worden und hat seine Berufung angeteilt. Die Strafkammer wurde, während der Sachverhalt in den Verhandlungen beantragt zu werden glaubte, so remontriert er. Er erhielt, nachdem die Gerichtsferien bereits begonnen hatten, von dem Amtsrichter Schröder, der auch in der Verhandlung den Vorfall geurteilt hatte, einen abfälligen Bescheid, bei welchem er sich beklagte. Nach Ablauf der Gerichtsferien erhielt er einen neuen Bescheid des Anwalts, daß der zwei Monate früher ergangene Bescheid, weil während der Ferien von einem nichtzuständigen Richter erlassen, rechtsunfähig ist. Er möge daher seine Beschwerde noch einmal einreichen. Dr. Wepflös reichte eine solche ein, der er sich zu Weiden erwiderte, daß er sich nicht weiter reichen. Dieser Eingabe stellte er die Worte Wepflös als Motto voran:

Es erben sich Geiz und Neid.
Wie eine ewige Krankheit fort.
Die Schwestern und Schwestern
Und rüden jaßt von Ort zu Ort!
Das Wort „jaßt“ hatte der Schreiber unterstrichen. Durch dieses Motto fügte sich der Herr Wepflös, zu dessen Vorteil die Verteilung des Bescheides eigentlich gehörte, beleidigt, und zwar insonderlich durch die Worte: „jaßt Krankheit“ und „jaßt unterstrichen“. Der Richter der Strafkammer erklärte aus, daß seinem Klienten jede Absicht einer Beleidigung fernzulegen habe. Es gäbe doch wohl kaum einen Nicht-Juristen,

dem bekannt ist, daß ein während der Gerichtsferien erlassener Bescheid rechtsunfähig ist und zwei Monate später durch einen neuen Bescheid ersetzt werden könne. Durch das Geheißige Urteil sollte kein Richter beleidigt, sondern sollte die für den Staat unüberwindliche Unangenehmheit der Gerichte beseitigt werden. Der Gerichtshof schließt sich, der Ansicht des Verteidigers an. Der Anwalt habe nicht Verstanden, sondern Zustände treffen wollen, und hauptsächlich auch nur Folge getroffen. Es ist daher auf Freisprechung zu erkennen.

Parteigenossen des Torgau-Liebenwerder Wahlkreises.

Der Kreis tagt findet:
Sonntag, den 14. Januar 1900, vorm. 11 Uhr in Torgau, im Lokale des Herrn G. Mann, Schulgenstr. 108, hat. Die Tagesordnung lautet:

1. Bericht des Kreisvertrauensmanns event. Reuwahl desselben.
2. Bericht der örtlichen Vertrauensmänner.
3. Organisation und Mitigation.
4. Die Presse.
5. Der nächste Bezirks- und Parteitag.
6. Die Stadt- und Landtagswahlen.
7. Verschiedenes.

Parteigenossen! Dieser Kreistag ist wohl einer der wichtigsten. Handelt es sich doch in erster Linie darum, im unteren Kreis immer tiefer eingedrungen und festen Fuß zu fassen. Es ist dringend nötig, daß möglichst jeder der beiden Kreise vertreten ist. Reiter darf fehlen. Daß der letzte Kreistag gerade den ländlichen und Großstadtteilern Rechnung getragen und statt des Monats August den Monat Januar bestimmt.

Anträge und auf den Kreistag Bezug habende Schriften sind baldigst an mich einzufenden. Soweit Platz vorhanden, haben auch nichtdelegierte Genossen Zutritt. Und nun Genossen ein Wert!
Mit Gruß
G. Kretsch,
Kreisvertrauensmann,
Torgau, Rönigstraße 232/183.

Briefkasten des Arbeiter-Sekretariats.

W. W. Nichtsch. Altersrente erhält, wer das 70. Lebensjahr überschritten und nachweisen kann, daß er in den Jahren 1888-1890 in versicherungspflichtiger Beschäftigung gestanden hat und daß er vom 1. Januar 1891 ab bis zur Vollendung des 70. Lebensjahres für jedes Jahr mindestens 40 Wochen beiträge entrichtet hat. Der erhaltene Betrag wird erst erhalten, wenn der Arbeitnehmer der ersten fünf Jahre, nachdem die Versicherungspflicht für seinen Berufsstand eingetreten ist, mindestens 20 Wochen versicherungspflichtig beschäftigt war. Der Mangel eines der beiden Momente begründet die Ablehnung der Rente von vornherein. Die Frau kann als Altersrente noch nicht beziehen, jedoch, wenn dieselbe noch 21 Wochen geleistet, soll sie Invalidenrente verlangen, falls sie zu zwei Dritteln erwerbsunfähig ist. Beurlaubte Krankheitswochen werden als Beitragswochen anzurechnen. Der Antrag auf Rente muß bei der Ortsbehörde gestellt werden.

E. G. Nach § 15 des neuen Invalidentgesetzes erhält Altersrente ohne Rücksicht auf das Vorhandensein von Erwerbsunfähigkeit derartige Versicherte, weicher das siebenzigste Lebensjahr vollendet hat. Mit 60 Jahren haben Sie das erforderliche Alter noch nicht erreicht.

A. G. in Fr. Wenn die Mutter flakt, sind Sie zur Zahlung verpflichtet. Der uneheliche Vater kann sich dem Bürger. Gelegentlich zu seiner Zeit von der Unterhaltspflicht befreien, daß er sich erzieht, das Kind in eigene Wege zu nehmen.

Sprechstunde der Redaktion mittags von 12 bis 1 Uhr.
Verantwortlicher Redakteur: H. Weismann in Galle.

Die Firma **Brant-Ausstattungen** fertige Betten, Bettgeschloß, Vertikalen, Küßer-Sinet, Bettdecken, Teppiche, Gesbinnen zc. zc.
H. Elkan
Halle a. S.
Leipzigerstraße 87

Der Schuldige?

Roman von Viktor Malo.

8) (Nachdruck verboten.)
„Ich setze Dir in nichts einen Widerstand entgegen.“ fuhr sie fort. — Du wünschst, daß ich mein und er sein Schicksal haben sollte. Ich willigte ein. Und da die Männer bei dem, was sie fordern, ihre heftigsten Hintergedanken haben, so hätte ich mich, wie schwierig es auch war, hinter die angenommenen Gewohnheiten zu ändern. Es war sicherlich nicht leicht, einem Mann, der niemals gedankt hat, einzureden, daß seine Frau, durch sein Schandens am Schloßen vermindert, krank und hilflos werde. Endlich willigte er ein, ich belag mich eigenes Schicksal, das mich die Hände befreit verlassen konnte. Meine Vermittlung und Mithat rieten, wurde, also vollzogen: alle Vorkehrungen machten waren getroffen.
„Doch nicht alle, wie Du heute siehst.“
„Sehr richtig; aber gelobt, es waren gar keine getroffen worden und ich hätte die Dinge fortgesetzt, was ich jetzt erstehen. Ich hätte nicht mein Mann, ich hätte nicht ein gemeinsames Zimmer haben. Das gemeinschaftliche Zimmer würde ich aber nicht vermindert haben, kein Saal mittels Elektrizität verfließen zu lassen, sondern die Fußstapfen nachahmen.“
„Dane dreierlei Zimmer hätte dann nur, wenn wir nicht und nichts hätten wollen, vor dem Hinsetzen den Gehel des Gütemerkes aufzuheben brauchten, und könnte derart die Thüren ohne Geräusch öffnen; zurückbleiben hätte ich ihn wieder heruntergelassen. Alles das wäre ohne Geräusch, ohne Würde und Gefahr mit vollständiger Sicherheit vor sich gegangen.“
„Was bist du? Setz liegen einmal die Dinge anders.“
„Weider! Ich frage mich, wie ich, wenn die Alarmklingel gelegt wird, ohne Geräusch das Haus verlassen und zu Dir gelangen kann. Wie soll ich, wie ich, so werde ich, wenn ich nicht einmal unter Hundert die Gefahr lausen, ihn aufzuwecken.“
„Das habe ich mir auch gesagt und darum fahst Du mich vorhin so gedanklos.“
„Weird erlen Male würde nicht gleich alles verloren sein; ich würde mich eben heraussetzen, bis ich mich verurteilt hätte, wenn ich nicht aufgegeben hätte. Ich wollte eben hinaus, um Luft zu schöpfen. Da ich für

nerds und phantastisch halte, so sollen mir diese Schwächen weinens auch zu etwas dienen. Aber für das zweite und dritte Mal?“

„Also?“
Mit einer Geberde der Dinnmacht hob sie die Arme empor und zog die Schultern in die Höhe:
„Keine Möglichkeit!“
„Nächst Du, ist möglich, daß wir darauf verzichteten, uns ferner zu sehen?“
„Und Du?“
„Sie blühten einander an und minutenlang blieben ihre Augen ineinander verhaftet, ohne daß sie ein Wort sprachen; ungenügend sah er sie an, er sah, er sah sie an, er fragte in hitzigen Worten:
„Bist Du zu allem bereit, damit wir uns nicht trennen müssen?“
„Ja allem!“
„Wohlan, so laß uns fliehen!“
„Ob wir nicht, und wie und rief;
„Ob wir nicht Du das gelobt hast!“
„Sieh in meinen Worten nur das Gefühl und die Aufrichtigkeit der Verheißung. Ich habe niemals den Umgang und die Tiefe meiner Liebe zu Dir zu empfinden, wie in diesem Augenblicke. Ich liebe dich, ich liebe dich, ich liebe dich mit all der heftigen Begegnung an die Hand, wie ich dich liebe, ich liebe deinen Namen, der mir, wie Luft, Geist und Herz gefangen kann; wenn ich der Augenblicke eines Zusammenstehens mit Dir näherte, war ich fieberhaft aufgeregter, gleichgültig gegen alles; ich brand mich wie in einem Traum, gleichsam dahinfliehend; wenn wir uns nicht hätten, dann hätte ich mich ein unheimliches Wesen, wie ein Dämonier vor, der weder Vernunft noch Willen mehr besitzt, der gefühllos, träge und leer ist; aber die wahre Kraft meines Landes habe ich erst in dem Augenblicke gefühlt, als ich die Möglichkeit dachte, Dich zu verlieren. Ich hätte mich mit Dir getrennt, nur mit dem Bewußtsein, wurde mein Herz von heftiger Angst zusammengeknallt, daß es sich von Anfang an hätte, und mir war's, als legte ich die Hand des Todes auf mich.“

„Wie hast Du Dir doch einbilden können, daß ich auch nur an die Möglichkeit einer Trennung dachte? Meine Gefühle sind nicht davor, wie die Menschen, nur mit dem Unterschiede, daß ich nicht so heute wartete, um mir Rechenschaft über dieselben abzulegen. Schon mit dem Tage, an welchem Du dieses Haus betrastet, war ich Dein. Ist das nicht das sicherste Zeichen, daß der eine für den anderen erschaffen ist? Du sagtest jedoch, daß Du die Hand des Todes nicht fühlten möchtest, bis Du die Möglichkeit einer Trennung dachte; ich empfand schon viel früher eine gleiche Angst bei der Frage, ob

Du mich jemals so lieben würdest... wie ich geliebt sein wollte.“
„Welche Forderung!“
„Ich empfand eben Furcht, gräßliche Furcht! Furcht vor Dir und vor mir selbst. Du weißt nicht, daß Dir, als Du hierher kamst, ein Ruf vorausging, der mich beunruhigte, sagte. Eines Abends, als mein Mann von Wenen zurückkam, sagte er zu mir: „Gute Nacht, wie ich dich liebe, du wirst mich nicht verlassen, du wirst mich nicht lassen, wie ich glaube, du wirst mich nicht lassen.“ Es ist ein Junge, der aus Paris kommt; er hat bei sein Studium und sein Volontariat abgemacht, vor allem aber sein mütterliches Erbteil mit Frauensinnern vererbt. Ich konnte dem Flehen seines Vaters, es wenigstens mit ihm zu vererben, nicht widerstehen.“
„Denke Dir das Beste! Ein Mann, der sein Erbteil mit Frauensinnern durchgebracht hat!“
„In der Tat scheint mir, daß diese Aeußerung von einem Ehemann nicht sehr klug war.“

„Sage gleich, sie war eine große Dummheit. Du kannst Dir denken, mit welcher Reue ich diesen Barter Sieger erwartete. Ich sah Dich und mein erster Gedanke war, der du, den ich Dir geliebt habe, ich sah, daß Du ein hübscher Kerl seist und in allem, in Wuchs, Gang, Bild, Stimme, mit Deinem blonden Haar, Deinen weißen Zähnen und Deinen rötlichen Lippen dem Ideal entsprach, das ich mit von einem Geliebten gebildet hatte, und sofort, wie ich ein, mit dem Herzen, für mich bog. Es ist mein ganzer Geist. Es zog mich so mächtig zu Dir hin, daß ich selbst darüber erschrock, denn es genügte mir nicht, Dir anzugesehen; ich wollte auch, daß Du mein liebst. Ich fragte mich, ob mir dies gelingen würde, ob ich, wenn Du in einer Stunde der Unterwerfung über den längeren Weg mich nähertest, auch so viel einfluß auf Dich gewinnen würdest, um Dich unaussprechlich an mich zu fesseln.“

(Fortsetzung folgt.)

Geiteres.

— Posthaft. Gigerl: „Was kosters zum Zoologischen Garten?“
Kutiger: „Sin und gerud?“
Gigerl: „Blos hin!“
Kutiger: „Na, weil's Ihre letzte Fahrt ist, will ich's mal für ne Wart thun.“
(Wiegend. hum. Bl.)

Zur Unterhaltung und Belehrung.

Wochenbeilage

zum Volksblatt für Halle und den Saalkreis.

1900

Donnerstag, 11. Januar

Nr. 2

Das Freiheitslied, * * * * * * * das echte, soziale . . .

Von G. Krowatzki.

Die Zeit ist ernst, sie schreitet leidverdrossen
Zum Kampf der Arbeit mit dem Kapitale:
Die Fahne fliegt — im Rhythmus straff geschlossen,
Diehn ihr voraus des Männerlieds Signale.

Wohl kann Gewalt den Leib in Ketten schließen,
Doch nicht des Liedes Klang der Brust verwehren:
Es wird ein Blick, von tausend Lippen sprießen,
Ein Dolch, sich gegen seine Häßer kehren.

Auf daß es euch den harten Kampf verschöne:
Enterte singt's — ob man euch fürder heße,
Ob man euch dransaliert durch Hungerlöhne,
An euren Knochen Spieß und Säbel weße.

Das Freiheitslied, das echte, soziale,
Von euren Dichtern euch zum Trost gesungen,
Das Lied von eurem Wehkampf: — es strahlte
Mut in die Herzen, halte euch umschlungen!

Sei's, wo Maschinen klampfen, Hämmer pochen,
Sei's immer, wo ihr steht in harter Krone,
Sei's, wenn der Feierabend angebrochen,
Sei's, wenn's die Mutter singt dem kleinen Sohne!

So wird's geschehn, daß sich als Wahrheit künde,
Was ihr ersehnt, was eure Dichter singen:
Daß sich die Freiheit allerorts entzünde —
Proletarier auf! Laßt tausend Lieder klingen!

Aus „Schlagende Wetter“, Bamberger Handelsdruckerei.
Preis 1.50 M.

Dreihundertvierundsechzig und eine Nacht.*)

Von B. Hofegger.

Mein Vater hatte vier große Ziegen im Stalle stehen, so wie er vier Kinder hatte, welche zu den ersten stets in enger Beziehung standen. Jede der Ziegen hatte ihren kleinen Futterbarren, aus dem sie Heu oder Klee fraß, während wir sie molken. Keine einzige gab die Milch am leeren Barren. Die Ziegen hießen Zigerl, Zugerl, Zeigerl und Zeigerl und waren, einer schönen Schenkung zufolge, das Eigentum von uns Kindern. Das Zigerl und das Zugerl gehörten meinen zwei Schwestern, das Zeigerl meinem achtjährigen Bruder Jakoble, das Zeigerl war mein!

Jedes von uns pflegte und hütete sein ihm zugeteiltes Geßons in Treue; die Milch aber thaten wir zusammen in einen Topf, die Mutter kochte sie, der Vater schenkte uns dazu die Brotschnitten — und Gott der Herr hat uns den Löffel Suppe besegnet.

Und wenn wir so mit den breiten Holzlöffeln, die unser Oheim geschnitzt hatte, und die ihrer Ausdehnung wegen fürs erste kaum in den Mund hinein und fürs zweite kaum aus demselben herauszubringen waren, unser Nachtmahl ausgekauft hatten, so nahmen wir jedes unseren Kohhaarbogen

*) Aus dem Buche „Als ich noch ein Waldbauernbub war“ von B. Hofegger. Für die Jugend ausgewählt aus den Schriften Hofeggers vom Hamburger Jugendchriften-Ausschuß. Leipzig, Verlag von E. Staackmann. Preis 70 Pf. kart. 1.20 M. In diesen Tagen erschienen.

und legten uns, eins wie das andere, in den Futterbarren der Ziegen. Das waren eine Zeitlang unsere Betten, und die lieben Tiere befächelten uns mit ihren weichen Härten die Wangen und beleckten uns die Näsen.

Aber, wie wir Kindlein auch in der Krippe lagen, so kam das Einschlafen auch nicht just immer nach dem ersten Lesen. Ich habe von unserer Ahe eine Menge wunderbarer Geschichten und Märchen im Kopfe. Die erzählte ich nun in solchen Abendstunden, und meine Geschwister waren darüber glücklich, und die Ziegen hörten auch nicht ungerne zu; nur daß diese dann und wann, wenn ihnen das Ding gar zu ungläublich vorkam, so ein wenig vor sich hümmedeten oder mit den Hörnern ungeduldig an den Barren pufften. Einmal, als ich von der Habergais erzählte, die, wenn sie um Mitternacht auf dem Felde schreit, den Haber (Häfer) schwarz macht, und die nichts frisst als die grauen Härte alter Kohlenbrenner, da begann mein Zeigerl dermaßen zu meckern, daß die anderen drei auch mit einstimmten, bis meine Geschwister schließlich in ein fürchterliches Gelächter ausbrachen und ich wie ein überwiegender Aufschneider erbärmlich schweigen mußte.

Von derselben Zeit an erzählte ich meinen Schlafgenossen lange keine Geschichten, und ich nahm mir vor, mit dem Zeigerl mein Lebtag kein Wort mehr zu reden.

Da kam der Sonnwendtag. An diesem Tage kochte uns die Mutter den üblichen Eierkuchen, mein liebtes Essen auf der Welt. In diesem Jahre aber hatte uns der Geier die beste Legehenne geholt, so wollte sich das Eierwürblein nicht mehr füllen, und als am Sonnwendtag der Kuchen kam, war er ein gar kleinwüziges Laibchen. Behmützig lugte ich hin auf den Gaksteller.

Mein fünfjährig Schwesternchen guckte mich an, und wie wenn es meine Sehnsucht wahrgenommen hätte, rief es plötzlich: „Du, Peterl, Du! wenn Du uns ein ganzes Jahr in jeder Nacht eine Geschichte erzählen magst, so schenk' ich Dir meinen Teil von dem Kuchen!“

Dieser hochherzigen Entäußerung der Kleinen stimmten selbstsamerweise auch die anderen bei, und sie packten in die Händchen, und — ich ging die Bedingung ein. So stand ich denn plötzlich am Ziele meiner Wünsche.

Ich nahm meinen Kuchen unter die Jacke hinein und ging damit in die Milchammer, wo mich niemand sehen und stören konnte. Dort verriegelte ich die Thür, setzte mich auf einen umgefüllten Zuber und ließ meine zehn Finger und das wohlgeordnete Heer meiner Zähne über den armen Kuchen los.

Aber nun kamen die Sorgen; daß meine Geschwister strenge auf ihrer Forderung bestehen würden, daran konnte kein Zweifel obwalten. Ich ging auf meinen Fingerringen jeden Becher, Kohlenbrenner, Halter und jedes wohlerfahrene Weiblein, wie ich's im Wald und auf der Weide traf, um eine Geschichte an. Es waren ergiebige Quellen, und ich war jeden Abend in der Lage, meiner Schuldigkeit nachzukommen. Mir unter allerdings war's ein Stund, bis ich was Neues auftrieb, und nach einer Zeit geschah es nicht selten, daß das Schwesternlein, mich unterbrechend, von seinem Barren herüber rief: „Du! die wissen wir, die hast Du uns schon erzählt!“

Ich sah wohl, daß ich auf neue Wege sinnen mußte, und war daher bemüht, das Lesen besser zu lernen, um aus manchen Geschichtenbüchern, wie sie in den Waldhütten nutzlos auf den ruhigen Wandstellen herumlagen, Schätze zu ziehen. Nun hatte ich neue Quellen: die Geschichte von der Prinzgräfin (das Jakoble sagte immer Schmalzgräfin) Genoveva; die vier Heimganskinder; die schöne Melusin; Wendelin von Höllestein — ganz wunderbare Dinge zu Duzenden. Da sagte mein Bruder wohl oft aus seiner Krippe heraus: „Mein Kuchen rent mich gar nicht! Das ist wohl so viel unmöglich schön. Welt, Zeigerl?“

Nun wurden die Abende zu kurz, und ich mußte eine solche Geschichte in Fortsetzungen geben, womit aber klein Schwesternchen schier nicht einverstanden sein wollte, denn es behauptete, in jeder Nacht eine ganze Geschichte! So sei es ausgemacht.

So verging das Jahr. Ich erwarb mir nach und nach eine gewisse Fertigkeit im Erzählen und that es sogar hochdeutsch, wie es in den Büchern stand. Oft geschah es auch, daß sich während des Erzählens meine Zuhörer tief in die Köpfe vergruben und vor Schauer über die Räuber und Geister-

geschichten zu stöhnen anhuben; aber aufhören durfte ich doch nicht.

Es war schon wieder der Sonnwendtag nahe, und mit ihm die Übung meines Vertrages. Doch — ein eigen Geschick! — noch vor dem letzten Abend ging mir gänzlich der Faden aus. Alle meine Erinnerungen, alle Bücher, deren ich habhaft werden konnte, alle Männlein und Weiblin, denen ich begegnete, waren erschöpft — alles ausgepumpt — alles hoffnungslose Dürre. Bat ich meine Schwester: „Morgen ist der letzte Abend — schenkt ihn mir!“ War ein Geschrei: „Nein, nein, nichts schenken! Du hast Deinen Sonnwendfuchen kriegt!“ War die Ziegen mederteten mit.

Am nächsten Tage ging ich herum, wie ein verlorenes Schaf. Da kam mir plötzlich der Gedanke: Betrüge sie! Dichte was zusammen! Aber allsogleich schrie das Gewissen drein: Was du erzählst, das muß wahrhaftig sein! du hast den Kuchen wahrhaftig bekommen!

Doch geschah im Laufe dieses Tages ein Ereignis, von dem ich hoffte, daß es im Drange der Aufregung mich meiner Pflicht entbinden würde.

Mein Bruder Jakoberte verlor sein Beizerl. Er ging in Kreuz und Krumm über die Heide, er ging in den Wald und suchte weinend und rufend die Ziege. Aber endlich spät am Abend brachte er sie heim. Ruhig aßen wir unsere Suppe, gingen in unsere Krippen, und mit mir wurde die Geschichte verlangt.

Es war still. Die Zuhörer harrten in Erwartung. Die Ziegen schwarrten im Wiederkäuen mit den Zähnen.

Nun denn, so sollen sie die Geschichte haben.

Ich sann — — ich begann:

Es war einmal ein großer, großer Wald gewesen. Und in dem Wald war es allweg finster gewesen. Keine Vöglein haben gesungen: nur der Totenvogel hat geschrien. Wenn aber doch die anderen Vögel auch gesungen, da haben auf den Bäumen alle Äste und alle Blätter vieltausend Thränen geweint. Mitten in diesem Walde ist eine Heide, wie der Totenacker so still, und wer über dieselbe hingeht und nicht umkehrt, der kommt nicht mehr zurück. Ueber diese Heide sind einmal zwei blutige Knie gegangen.

„Jesseß Ma!“ rief mein älteres Schwesterlein aus, und alle drei krochen unter die Klößen.

„Ja, zwei blutige Knie,“ fuhr ich fort, „und die sind über die Heide dahin geschwebt gegen den finsternen Wald, wie eine verlorene Seele. Aber auf einmal sind die zwei blutigen Knie —“

„Ich schenk Dir mein blaues Hosenband, wenn Du still bist!“ wimmerte mein Bruder angstvoll und verbarg sich noch tiefer in die Decke.

„— sind die zwei blutigen Knie stillgestanden,“ fuhr ich fort, „und auf dem Boden ist ein Stein gelegen, so weiß wie ein Leidentuch. Dann sind zwei funkelnde Lichtlein gewesen zwischen den Bäumen, und darauf sind vier andere blutige Knie dahergeschwebt.“

„Mein neues Paar Schuh’ schenk’ ich Dir, wenn Du jetzt aufhörst!“ hauchte das Jakoberte in seinem Trog und zog aus lauter Furcht das Beizerl am Bart zu sich.

Und so sind alle sechs zusammengegangen durch den finsternen Wald und heraus auf die Heide und über das Hagerfeld herab zu unserem Hause — und herein in den Stall —.

Jetzt freischritten alle drei auf, und sie wimmerten und wukten ihrer Angst kein Ende, und klein Schwesterlein versprach mir mit Jagen seinen Keil von dem auch heuer wieder zu erwartenden morgigen Sonnwendfuchen, wenn ich aufhöre. Ich aber fuhr fort:

„Jetzt — na, jetzt hab’ ich zum Anfang zu sagen vergessen, daß die zwei ersten blutigen Knie unserem Jakoberte und die vier letzteren seinem Beizerl gehört haben — wie sie heut im Wald herumgegangen sind.“

Brach auf einmal das Gelächter los. „Jeder Mensch hat zwei blutige Knie!“ rief Schwesterlein, und die Ziegen mederteten, daß es ein Jubel war.

Ich hatte meine Rolle ausgespielt. Dreihundertvierundsechzig Nächte lang hatte ich gegläntzt als weiser, wahrhaftiger Geschichtsmann; die dreihundertfünfundsechzigste hatte mich entlarvt als argen Schwäger.

Das Versprechen in betreff des zweiten Sonnwendfuchens wurde rückgängig gemacht; Schwesterlein erklärte, die Zusage sei nichts als Notwehr gewesen.

Und die Gläubigkeit meines Publikum hatte ich mir verdorben ganz und gar, und wenn es in Zukunft an irgend einem Erzählten seinen Zweifel ausdrücken wollte, so rief es einstimmig: „Aha, das ist wieder ein blutiges Knie!“

Der arme Hund.

„n Froschen de Schachtel Wachsreichhölzer! . . . n Froschen de Schachtel Wachsreichhölzer!“
„Kaufen Se doch ’n verjüngten Seehund, Madamchen! Zweek

Froschen der verjüngte Seehund — er braucht keen Futter und beißt ooch nich!“

„Einen Froschen die Schachtel Wachsreichhölzer, einen Groschen die Schachtel Wachsreichhölzer!“

Eintönig endlos lachte und stöhnte der Chor der Straße sein Jammerlied. Es war bitter kalt. Hell, wie geschliffene Diamanten, funkelten die Sterne durch die frostklare Winternacht. Der Wind kam gerade von Norden her. In langen eisigen Stößen fuhr er die Friedrichstraße in Berlin entlang. Die Kinder, die am Straßenrande ihre Waren feilhielten, sprangen von einem Fuß auf den anderen und schlugen die Hände ineinander. Die alten Frauen gingen auf und ab — drei Schritte hierhin, drei Schritte dahin, drei Schritte hierhin — drei Schritte dahin — der Blinde steckte die Hand tief in die Taschen seines dünnen Röckchens und drückte sich dicht an die Mauer, aber es half heute alles nichts, kein Bewegung und keine Tasche half. Der eisige Wind schnitt in das Fleisch, als bestände er aus lauter Messern. Die Stimmen der Kinder wurden immer flüchtiger und jammervoller.

Die beiden Damen schienen von der Kälte nichts zu merken. Sie hatten die weichen Pelzmäntel fest um die Schultern gezogen, langsam und behaglich schlenderten sie dahin. Die Jüngere maß die Schaufenster im Vorübergehen: „Nein, solch’ eine Perl-garnitur mußt Du mir auch noch kaufen, Mama, weiße Wachs-perlen mit Stahlstütern, ja? Für mein Grünweideneß zum Enlbesterball.“

„Ach, aber Kind, laß einen doch endlich in Ruhe!“ Mit un-mutiger Handbewegung schiebt sie das kleine Mädchen beiseite, das mit seinen Wachsreichhölzern schon geraume Zeit neben ihnen herläuft.

Die Mutter überfliegt die Schar am Straßenrande mit einem hochmütigen Blick. „Ja, es ist unerhört, daß das überhaupt gelitten wird. Solch Volk! Man kann keinen Schritt gehen, ohne daß sie einen belästigen, und die Kinder sind die aller-unverschämtesten.“

„Ja, ganz richtig“ — die Tochter nickte zustimmend — „und was ist das Ganze? versteckte Bettelei, eine Spekulation auf das Mitleid. Man soll denken, sie stehen da und frieren, damit man ihnen etwas abkaufe, damit sie schneller nach Haus kommen . . . Aber nein, sieh doch, was giebt es da?“

Sie weist auf eine kleine Gruppe, die sich wenige Schritte vor ihnen um einen alten Mann gebildet hat und schreit zur gleich vor Entzücken auf „Ach die Hunde! . . . die reizenden kleinen Hunde.“ Sie bleibt vor dem Alten stehen und tätschelt die kleinen Wachtelhündchen in seinem Arm: „Nein der gold-gelbe! ist der nicht süß, Mama? Und wie er bibbert, der arm e kleine Kerl — lieber Gott, er ist ganz erstarrt! . . . Wissen Sie, — sie wendet sich plötzlich an den Alten — „wissen Sie, das ist überhaupt unerhört, daß Sie mit den kleinen Tieren hier in der bitteren Kälte umherlaufen . . . unerhört! Eine solche Tier-schinderei! So junge zarte Geschöpfe in dieser furchtbaren Winterkälte! . . . Nein, das werde ich Papa sagen, . . .“ sie geht wieder neben der Mutter her, „das soll er mal im Tier-schutzverein zur Sprache bringen — das muß verboten werden. . . Der arme Hund in dieser bitteren Kälte. Der arme, arme kleine Hund!“ —

Zwei Briefe Heines an Goethe

sind im letzten Goethe-Jahrbuch abgedruckt. Sie lauten:

1. Ich hätte hundert Gründe, Gw. Erzellenz meine Gedichte zu schicken. Ich will nur einen erwähnen: Ich liebe Sie. Ich glaube, das ist ein hinreichender Grund. — Meine Poetereyen, ich weiß es, haben noch wenig Werth; nur hier und da wär manches zu finden, woraus man sehen könnte, was ich mahl zu geben im Stande bin. Ich war lange nicht mir einig über das Wesen der Boesie. Die Leute jagten mir: frage Schlegel. Der sagte mir: lese Goethe. Das hab ich ehrlich gethan, und wenn mahl etwas Rechts aus mir wird, so weiß ich, wem ich es ver-danke. Ich küsse die heilige Hand, die mir und dem ganzen deutschen Volke den Weg zum Himmelreich gezeigt hat, und bin Gw. Erzellenz gehorsamer und ergebener H. Heine, cand. juris. Berlin, den 29. Dezember 1821.

2. Gw. Erzellenz bitte ich, mir das Glück zu gewähren, einige Minuten vor Ihnen zu stehen. Ich will gar nicht beschwerlich fallen, will nur Ihre Hand küssen und wieder fortgehen. Ich heiße H. Heine, bin Rheinländer, verweile seit kurzem in Göttingen und lebte vorher einige Jahre in Berlin, wo ich mit mehreren Ihrer alten Bekannten und Verehrer (dem sel. Wolf, Barnhagens u. C.) umging und Sie täglich mehr lieben lernte. Ich bin auch ein Poet und war so frei, Ihnen vor drei Jahren meine „Gedichte“ und vor anderthalb Jahren meine „Tragödien nebst einem Iyrischen Intermezzo“ (Katliff und Almanior) zuzusenden. Außerdem bin ich auch krank, machte deshalb vor drei Wochen eine Gesundheitsreise nach dem Harze und auf dem Brocken ergriff mich das Verlangen, zur Verehrung Goethes nach Weimar zu pilgern. Im wahren Sinne des Wortes bin ich nun hergepilgert, nämlich zu Fuße und in der-witterten Kleidern, und erwarte die Gewährung meiner Bitte



und verharre mit Begeisterung und Ergebenheit S. Seine, **Belmar, den 1. Oktober 1824.**

Englische Kriegs - Korrespondenten in Südafrika.

Es sind nicht weniger als zweihundert Kriegsberichterstatler in Südafrika, von denen wohl die Hälfte auf England kommt. Die Times und Daily Mail sind mit je acht Korrespondenten vertreten. Einer der Times-Berichterstatler ist der Oberst Frank Rhodes, ein Bruder des Cecil Rhodes; er hat den Feldzug im Sudan mitgemacht und wurde in der Schlacht von Omdurman verwundet. Unter den Korrespondenten des Daily Mail ist der bekannteste G. W. Steevens, der jetzt in Ladymith eingeschlossen ist. Er hat sich seine Sporen als Berichterstatler im Kriege zwischen Griechenland und der Türkei verdient, und seine Briefe aus dem Lager des Sirdar im Sudan-Feldzug vor zwei Jahren haben bewiesen, daß er mit der Feder ausgezeichnet umzugehen versteht. Auch Lady Sarah Wilson, eine jüngere Schwester des Lord Randolph Churchill und somit eine Tante des Herzogs von Marlborough, ist für den Daily Mail in Masering thätig.

Unter den Vertretern der Morning Post steht G. F. Knight obenan; er ist ein Veteran aus dem deutsch-französischen Kriege, den er als Freiwilliger auf französischer Seite mitmachte. Im Gefecht von Belmont in Lord Methuens Heeresfäule ist er verwundet worden; man hat ihm den rechten Arm abnehmen müssen. Der junge Winston Churchill, dessen Name seit seiner abenteuerlichen Flucht aus Pretoria in aller Munde ist, schreibt ebenfalls für die Morning Post. Er ist ein Vetter des Herzogs von Marlborough. H. S. Pearse vertritt die Daily News, ein hochgewachsener, schöner kräftiger Mann, der in der Ausübung seines gefährlichen Berufs mehrere Male verwundet worden ist. In der Schlacht von Abu Klea kämpfte er neben dem Obersten Burnaby, als dieser zu Tode getroffen zusammenstürzte.

Zu den berühmtesten Kriegsberichterstatlern und zu den ältesten zählte Bennet Burleigh, der den Daily Telegraph in Bullers Hauptquartier vertritt. Er hat als Knabe auf der Seite der Konföderierten in Amerika gekämpft, ist zweimal zum Gefangenen gemacht und zum Tode verurteilt worden. Seine gefährlichsten Abenteuer bestand er jedoch im Feldzug, den Lord Wolseley in 1884-85 zum Entsatz des in Khartum eingeschlossenen Gordon nilaufwärts führte. Sein Boot ging in den Stromschnellen bei Wady Halfa unter. In General Stewarts Truppe, die durch die Banuda Wüste marschierte, kämpfte er regelmäßig gegen die Dervische mit. In Madagaskar marschierte er ganz allein, und beinahe nackt durch das von den feindlichen Hobas besetzte Land. Er hat ebenfalls Lord Kitcheners Feldzug mitgemacht.

Zur alten Garde der Kriegs-Korrespondenten gehört auch Melton Prior, der die Illustrated London News künstlerisch und schriftstellerisch vertritt. Er hat mehrere Feldzüge mitgemacht und ist wiederholt verwundet worden. 1881 machte er die Bekanntschaft des General Joubert im Transvaalkriege und kennt das Gelände, wo jetzt gekämpft wird, genau. Er hat im Karlisten-Aufstand mitgekämpft, war dabei, als die Dervische das Viereck der Negerländer bei Trinitat durchbrachen, kämpfte neben Baker Pascha bei El Leb und half Bennet Burleigh einen verwundeten Soldaten vier Meilen weit über den Wüstenstand in Sicherheit bringen. Er war bei Ulundi, als Kitcheners Zuluheerden niedergemäht wurden, und dort war es, wo er seine Zeichnungen und Briefe verlor und aus Aerger über seinen unerzehligen Verlust sich auf den Boden setzte und heulte.

(Frankf. Btg.)

Arsenik als notwendiger Nahrungstoff.

Wichtige Untersuchungen hat der bekannte Pariser Chemiker Armand Gautier über die Bedeutung des Arsenik für den menschlichen Körper gemacht. Während man bis jetzt trotz der bekannten und erfolgreichen Arsenikturen noch immer geneigt war, das weiße Pulver lediglich als Gift aufzufassen, wird sich diese Anschauung jetzt in gewissem Grade ändern müssen. Gautier, der sich durch seine Forschungen über das Jod in Beziehung zu unserem Organismus eine große Autorität erworben hat, nimmt für das Arsenik eine ähnliche Rolle in Anspruch, wie für das Eisen und bezeichnet es als eine ebenso nützliche und unentbehrliche Substanz für den Menschen. Es kann übrigens daran erinnert werden, daß bei den asiatischen Völkern schon seit sehr alten Zeiten das Arsenik in der Behandlung von Krankheiten benutzt wurde. Die Griechen bedienten sich der sogenannten Bronzedämpfe, die ebenfalls Arsenik enthielten, und auch der jüngere Plinius spricht von diesem Stoffe und seiner Heilkraft. Trotz der drei Jahrtausende jedoch, in denen man dem Arsenik eine fast dauernde Aufmerksamkeit geschenkt hat, war bis auf den heutigen Tag das Rätsel betreffs der Form, in der das Arsenik im menschlichen Körper vorhanden ist, ungelöst geblieben, obgleich sein vorteilhafter Einfluß auf gewisse Krankheiten, z. B. Lungenentzündung, Malaria und andere als unbestreitbar galt. Gautier hatte sich nun für

seine Untersuchungen in erster Linie die Frage gestellt, wo sich das in den menschlichen Körper aufgenommene Arsenik ansammelte, und in welcher Weise es wirkte? Bei seinen Nachforschungen über das Vorkommen des Stoffes in der Natur war es Gautier aufgefallen, daß es stets mit dem Jod zusammen in den Algen und im Seegrass zu finden ist. Außerdem enthalten die Gemüse wie der Kohl, Rüben, Kartoffeln und alle anderen, die auf kalkigem Boden wachsen, eine gewisse Menge Arsenik und durch den Genuß solcher Nahrungsmittel kommt die Substanz in unseren Körper. Auch von dem Jod hat man früher nicht gemußt, daß und wo es im menschlichen Körper vorhanden ist, bis es Baumann in der Schilddrüse fand. Es lag für Gautier nahe, zu untersuchen, ob vielleicht auch das Arsenik in derselben Drüse zu finden sei. Die Vermutung wurde bestätigt, denn die chemische Analyse ergab, daß in 22 Gramm Schilddrüsen-Substanz 0,16 Milligramm Arsenik enthalten war. Die Wirkung des Arseniks für den Organismus entspricht der des Phosphors. Es bildet einen Teil der inneren Zellsubstanz und scheint auf die Zellen einen gewissen anregenden, stimulierenden Einfluß auszuüben. Gautier hat ferner nachgewiesen, daß nach einer starken Ermüdung etwas Arsenik in den Ausscheidungsprodukten der Drüse vorhanden ist. Wenn das Arsenik in zu geringer Menge im Körper vorhanden ist, so treten schädliche Folgen ein, mit Verlangsamung der Ernährungsvorgänge, eine Abchwächung der geistigen Regsamkeit und überhaupt eine Beeinträchtigung aller Lebensäußerungen. Solche Störungen können geradezu zu einer Krankheit führen, die unter dem Namen Myxödem bekannt ist und durch eine Erschlaffung der Lebensfunktionen, durch eine Aufhebung des normalen Stoffwechsels und durch eine Anhäufung von Giftstoffen im Organismus sich auszeichnet. Das Arsenik findet sich außer in den Schilddrüsen nur noch in ganz bestimmten Organen, nämlich in der Haut und im Gehirn. Durch diese Entdeckungen wird die Bedeutung der Arsenikturen zweifellos wesentlich erhöht werden, und der Stoff wird in der Heilkunde das gleiche Interesse in Anspruch nehmen wie das Jod.

Infames Deutsch.

Von einem alten Herrn aus Schlesien, der in seiner Jugend viel in dem Städtchen Dels verkehrt hat, wird der Frankfurter Zeitung folgendes hübsche Vorkommnis mitgeteilt: Geht da vor etwa sechzig Jahren ein alter Herr auf der Promenade in Dels spazieren und denkt wahrscheinlich an sein Wittagehen, als ihm ein hübscher Knabe von etwa 14 Jahren begegnete, dessen Gesicht einen ganz verzweiferten Ausdruck hatte und der bitterlich weinte. Der alte Herr mochte wohl in mitleidiger Stimmung sein, denn er rief den Knaben an und befragte ihn um die Ursache seines Kummers. Zuerst wollte der Knabe nicht recht antworten, auf freundliches Zureden aber sagte er, daß er Tertianer auf dem Gymnasium sei, und daß er das Unglück habe, daß ihn der deutsche Lehrer nicht leiden könne. Deshalb gebe ihm dieser auch die allerschlechtesten Noten unter seine Aufsätze, obgleich er sich bei der Abfassung die größte Mühe gebe. „So stände unter dem Aufsatz, den er heute wieder bekommen habe, „So schreibt nicht einmal ein Quartaner!“ und nun würde ihm zu Hause ein recht schlechter Empfang zu teil werden. Der alte Herr ließ sich den Aufsatz zeigen, sah ihn durch und sagte dann:

„Sagt Ihr schon wieder ein neues Thema?“

Der Knabe bejahte die Frage und nannte auch das Thema. Darauf sagte der alte Herr: „Nun gut; komme morgen mittag um dieselbe Zeit wieder hierher. Dann werde ich Dir den fertigen Aufsatz geben; Du schreibst ihn wörtlich ab und gibst ihn dann ab. Am nächsten Montag, wenn Ihr die Aufsätze zurückerhaltet, werde ich Dich hier erwarten!“

Es verlief alles so, wie es verabredet war, und am Montag mittag überreichte der Knabe, der wiederum Tränen in den Augen hatte, dem alten Herrn das Aufsatzheft. Dieser schlug es auf und sah, daß der Aufsatz von Anfang bis zu Ende durchstrichen war und las die Unterschrift: „Infames Deutsch“. Ohne ein Wort zu sagen, steckte er das Heft in die Tasche und ging nach dem Gymnasium, wo er den Direktor aufsuchte.

Dieser empfing ihn sehr freundlich und es entspann sich nun folgendes Gespräch:

Direktor: Was verhofft mir die Ehre Ihres Besuches?“

Alter Herr: „Herr Direktor, glauben Sie, daß ich Deutsch verstehe?“

Direktor: „Aber wach' überflüssige Frage!“

Alter Herr: „Glauben Sie, daß ich gut Deutsch schreibe?“

Direktor: „Diese Frage ist eigentlich noch überflüssiger als die erste.“

Alter Herr: „Nun, es giebt Leute, die anderer Meinung sind, z. B. der Herr Professor N. N., welcher meint, daß ich ein „infames Deutsch“ schreibe.“

Der Direktor machte bei dieser Erklärung ein sehr erstauntes Gesicht, worauf ihm der alte Herr das Aufsatzheft des Knaben überreichte und ihm erzählte, wie der Aufsatz entstanden war.

„Das ist aber wirklich unerhört“, sagte der Direktor; „ich werde die Sache unteruchen und Sie sollen volle Genugthuung haben, mein lieber Herr v. Holtel.“ (Es war der Dichter Holtel (geb. 1798, gest. 1880), dessen Erzählungen und Dramen sich durch eine besonders feinsinnige Behandlung der deutschen Sprache auszeichnen.)

„Brauche ich nicht, brauche ich nicht“, antwortete lachend Holtel und ging fort. Der Direktor ließ sich den Herrn Professor zu einer Unterredung unter vier Augen kommen, und man darf hoffen, daß letzterer der Gewohnheit, die Aufsätze seiner Schüler nach seinen Sympathien oder Antipathien zu kritisieren, für die Zukunft entzagt hat.

Naturwissenschaftliches.

Keimfähigkeit der Pflanzen. Man weiß allerhand von der schier ungläubigen Lebensfähigkeit der Samenkörner zu erzählen, man kennt die Geschichte von dem „Rumienweizen“, der nach jahrtausendlangem Schlaf in einem ägyptischen Pyramidengrabe wieder zu keimendem Leben erweckt werden konnte, und unser Vertrauen in die Widerstandsfähigkeit des Zustandes, den man als Leben bezeichnet, ist dadurch mit Bezug auf die Pflanzenfamilien sehr getränkt worden. Die neuesten Tatsachen übertreffen aber doch alles, was man nach dieser Richtung hin überhaupt vermuten konnte. Eine der folgenreichsten Errungenschaften der letzten Jahre war ohne Zweifel die Verflüssigung sämtlicher bekannter Gase und die dadurch ermöglichte Erzielung außerordentlich niedriger Temperaturen. Der größte Pfadfinder auf diesem neuen Triumphwege der Wissenschaft, Professor James Dewar in London, that sich nun vor einiger Zeit mit einem bedeutenden Botaniker, dem Direktor der königlichen Gärten in Kew, zusammen, um die Wirkung der niedrigsten bisher bekannten Temperaturen auf das Leben zu erproben. Es sei nur kurz an frühere Versuche dieser Art erinnert, wie sie Komares, de Candolle, Viciet u. a. vornahmen, wobei Pflanzenfamilien großer Hitze und großer Kälte, einem Abschluß in völlig luftleeren Röhren oder der Gegenwart verschiedener Gase oder Dämpfe ausgesetzt wurden. Dann kam die flüssige Luft heran, die eine Temperatur von -183 bis -192 Gr. zur Verfügung stellte. Brown und Escombe stellten in dem Laboratorium Dewars fest, daß die Keimkraft von Samen verschiedener Pflanzen, z. B. von Gräsern, Schirmlütlern usw. durch einen Aufenthalt von 110 Stunden in so niedriger Temperatur nicht gelitten hatte. Nachdem aber Dewar die Entdeckung des flüssigen Wasserstoffs gemacht hatte, konnte eine Temperatur von unter -250 Grad erzeugt werden, die dem sogenannten absoluten Nullpunkt der Temperatur, unter den herunter eine Abkühlung überhaupt nicht mehr möglich ist, bis auf wenige Grade nahe liegt. Es lag nahe, das Leben des ruhenden Pflanzenkeimes im Samenform auch mit flüssigem Wasserstoff und bei seiner ungeheuren Kälte zu prüfen. Es wurden folgende Samenproben dazu ausgewählt: Weizen, Gerste, Senf, Erben, Kürbis und Mohrstrau. Man achtete sorgfältig darauf, überhaupt keimfähige Samen auszuwählen. Der erste Versuch bestand nun darin, daß deren einige eine halbe Stunde lang bis auf die Temperatur von flüssigem Wasserstoff abgekühlt wurden. Professor Dewar schloß sie in kleinen Staniolpäckchen in eine Glasröhre, kühlte sie erst in flüssiger Luft ab und brachte sie dann in den flüssigen Wasserstoff, d. h. in eine Temperatur von -250 Grad. Später erhielt dann der Direktor der Gärten von Kew dieselben Samen, die auf gewöhnliche Weise gesät wurden und ganz normal aufgingen. Ein noch schwierigerer Versuch wurde mit 5 anderen Samenarten unternommen, die 6 Stunden lang geradezu in flüssigen Wasserstoff hineingelegt wurden, so daß sie die enorm kalte Flüssigkeit ohne jeden Schutz auffogen. Nach den Begleitworten Dewars an die Gartenverwaltung in Kew hätten diese Samen getötet sein müssen, wenn Kälte überhaupt töten könnte. Nichtsdestoweniger keimten sie in schönster Weise. Es geht aus dieser Thatfache der weittragende Schluß hervor, daß der als Leben bezeichnete Zustand des Protoplasmas durch Kälte überhaupt nicht aus seinem Gleichgewicht gebracht werden kann. Lord Lister bezeichnete diese Erkenntnis als ein unerhörtes Faktum, das für die ganze Auffassung des Lebens in seiner allgemeinen Bedeutung von der größten Wichtigkeit wäre.

Was das neunzehnte Jahrhundert alles brachte,

wird in einem launigen gereimten Register von der Magdeburger Zeitung wie folgt geschildert:

Neue Reiche, neue Staaten,
Gasbeleuchtung, Automaten,
Emanzipation der Neger,
Vollregime von Dr. Jäger,
Seuchen, Revolutionen,
Kaffee ohne Kaffeebohnen.

Ansichtskarten-Sammelwut,
Weine ohne Traubenblut,
Biere ohne Malz und Hopfen,
Magenpumpe, Hoffmannstropfen,
Dichtungen von Schiller, Goethe,
Kriege, Krisen, Hungersnöte,
Deutsche Zollvereinigung,
Dampf-Watrinenreinigung,
Zwangs, Hepetiergewehre,
Amateure und Masseur,
Vielerlei Affekuranzler,
Deutschen Kaiser, deutschen Kanaler,
Deutsches Heer und deutsche Flotte,
Anarchistische Komplote,
Pulver ohne Knall und Rauch,
Deutsche Kolonien auch,
Nihilisten-Attentate,
Notes Kreuz, Brutapparate,
Brot- und Wurst- und Weinsfabriken,
Derteluren für die Diden,
Streichhölzer und Eisenbahnen,
Heines Lieder, Freitags „Ähnen“,
Telegraphen mit und ohne
Leitungsdrähte, Telephone,
Auch Torpedos, rasch verentbar,
Flugmaschinen, be in a h' lentbar,
Reblaus, Schildlaus-Invasion,
Rotationsdruck, Sezession,
Bahnhofsperre (läßt ge Bessel!)
„Fuhrmann Henichel“, „Weißes Köffel“,
Chloroform, Antipyrin,
Morphium, Phenacetin,
Vegetariertost — o jerum!
Diphtherie, Pest, Hundswut-Serum,
Erbswürst, Marlitt, Sanatorien,
Panzerzüge, Krematorien,
Phonographen, Mausefinten,
Röntgenstrahlen, Schnurrbartbinden,
Fahrrad, Ski- und Krazel-Sport,
Tennis, Fußball und so fort,
Sonnenbäder, Wasseraturen,
Hygiene-Professuren,
Auerlicht und Acetphen,
Straßenbahnen, Sanatogen,
Klapphornverse, Streichholzherze,
Kaviar aus Druerschwärze,
Feuerwehren, stets bereit,
Europäische Einheitszeit,
Motorrolschken, Interviuws,
Bestdresierte Kanguruhs,
Warenhäuser und Bazare,
Färbemittel für die Haare,
Rähme, Baden-Surrogate,
Maggi, Sorhlet-Apparate,
Hyddit-Bomben, Gasmotoren,
Fango, weibliche Doktoren,
Influenza, Heilskarmee,
Ethische Kulturidee,
Nagenlampen, Glückstischtrümpfe,
Bürtenkrachs, Parteigeichimpfe,
„Hurra“-Ruf statt „Hoch“-Geächret,
Dr. Schents Ausstufetei,
Robert Mayers Theorie,
Fals-Prognose (stimmt fast nie!),
Dreyfußsache, Solabriefe,
Richard Wagners Leitmotive,
Nordpolfahrten, Schmeizerpillen,
Reinkulturen von Bazillen,
Wasmuths Führerangerringe,
Und noch tausend andere Dinge.

Seiteres.

— Theorie und Praxis. Ella: „Du, Rosa, Dir hab' ich gestern mittag in'n Chambré separés sehen sehen. Wer war denn Dein Kavaller?“

Rosa: „Ein konservativer Reichstagsabgeordneter.“

Ella: „Na, wie war's denn?“

Rosa: „Niesig fidel! Wir waren zusammen bis sechs Uhr, wo er in die Kommissionsitzung mußte, um für die lox Seinge zu stimmen.“

— Bei der Untersuchung. Arzt: „Wir werden vor allem für Gewichtszunahme sorgen müssen; wie schwer ist wohl Ihr Fräulein Lochter, Herr Kommerzienrat?“

— 200 000 Mark kriegt sie mit. —

— Ein seltsames Ende. Als Siegfried Mater gestorben war, that ihm die alte, treue Dienerin den letzten Liebesdienst: „Ruhe sanft!“ sagte sie und nahm mit ihrer linken Hand die Bartbinde von den verklärten Bügen. — (Simplex.)

Verantwortlicher Redakteur: A. Weismann in Halle. — Druck der Halleischen Genossenschafts-Druckerei.